

Edgar Morin

Erkenntnisse aus einem
100-jährigen Leben

Essay

Aus dem Französischen
von Aurelia Zanetti

edition gai saber

Vorbemerkung

Vorausgeschickt sei, dass ich niemanden belehren will. Ich versuche im Folgenden, die Lehren aus meiner ein volles Jahrhundert umfassenden Lebenserfahrung zu ziehen, und ich hoffe, dass die Erkenntnisse jedem nützlich seien: um Fragen zum eigenen Leben zu stellen – und um den eigenen Weg zu finden.

Titel der 2021 bei Éditions Denoël, Paris, erschienenen Originalausgabe: »Leçons d'un siècle de vie«

Alle deutschen Rechte vorbehalten Copyright © edition gai saber AG Zürich

1. Auflage, 2022

www.gaisaber.ch

Korrektur: Andrea Linsmayer

Covermotiv: Getty Images

ISBN: 978-3-907320-09-9

Die einfache und vielfache Identität

Wer bin ich? Ich antworte: Ich bin ein menschliches Wesen. Das ist meine Hauptbezeichnung. Doch beschreiben mich mehrere Eigenschaften, deren Gewicht je nach Umständen variiert: Ich bin Franzose, von sephardisch-jüdischer, teilweise italienischer und spanischer Herkunft, bin durchwegs mediterran, der Kultur nach Europäer, Weltbürger, ein Kind des Heimatlandes Erde. Kann man all das gleichzeitig sein? Nein, es kommt auf die Umstände und den Zeitpunkt an, mal überwiegt die eine, mal die andere Identität.

Wie kann man überhaupt mehrere Identitäten haben? Antwort: Das ist eigentlich der Normalfall. Jeder Mensch hat die Identität seiner Familie, die seines Dorfes oder seiner Stadt, die seiner Provinz oder seiner ethnischen Gruppe, die seines Landes, und schließlich im weiteren Sinn die seines Kontinents. Jeder hat eine komplexe Identität, das heißt, gleichzeitig eine einfache und eine mehrfache.

Meine einfache und mehrfache Identität

Das Bewusstsein für meine einfache und zugleich mehrfache Identität entstand erst nach und nach. Meine Eltern waren nach Frankreich eingewandert und hatten keine nationale Identität. Sie besaßen eine ethnisch-religiöse Identität als Sepharden und die Identität einer Stadt – von Saloniki, das im Osmanischen Reich seit 1492 eine friedliche Oase mit einer mehrheitlich jüdischen Bevölkerung war. Im Gegensatz zu den Griechen, Serben und Albanern, deren Gebiete die Türken erobert und kolonisiert hatten, waren die Juden in Saloniki bereitwillig aufgenommen worden und hatten weder

unter Übergriffen der Janitscharen¹ noch unter Verfolgungen der Osmanen zu leiden. Einige der jüdischen Zuwanderer, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem toskanischen Livorno kamen, brachten laizistische Ideen mit, den Kapitalismus und später auch den Sozialismus. So war Salomon Beressi, mein Großvater mütterlicherseits, ein bekennender Freidenker und lehrte seine Kinder eine Moral ohne Gott. Mein Vater träumte als junger Mann einzig von Paris. Die sephardische Bourgeoisie von Saloniki sprach Französisch, neben dem alten Kastilisch, das von ihnen »Djudezmo« und von Außenstehenden Judenspanisch genannt wurde.

Ich wurde in Frankreich geboren und erbte keine ausländische Staatsangehörigkeit. Hinter der neuen französischen Identität meiner Eltern leuchtete die Aura einer städtischen Identität. Sie sprachen Djudezmo in der Familie, nie aber mit mir, dennoch hatte ich dieses Spanisch im Ohr. In Spanien war ich überrascht, dass ich die Sprache teilweise verstand und sogar ziemlich gut sprach. Dann hatte ich das große Glück, meine Kastilischkenntnisse in Spanien und Lateinamerika erweitern zu dürfen. Dies erweckte in mir, der ich mich für einen direkten Nachkommen der 1492 von Isabella der Katholischen vertriebenen Juden hielt, eine spanische Identität – eine Identität, die ich rechtlich beanspruchen darf, was mir oft auch offiziell vorgeschlagen wurde.

Ich wurde als Kind ganz natürlich ein Franzose, da meine Eltern mit mir französisch sprachen und ich mir in der Schule die Geschichte Frankreichs aneignete. Ich empfand diese Geschichte als meine eigene und verspürte starke Emotionen, wenn Vercingetorix erwähnt wurde, oder Bouvines, Jeanne d'Arc, die Ermordung Heinrichs IV., die Revolution, Valmy, der erste Italienfeldzug, Austerlitz, Napoleon als Sieger und Napoleon nach seinem Sturz in Sankt Helena, das Jahr 1848, das Jahr 1870, die Kommune oder der Krieg 1914–1918. Ich war mir der Schattenseiten dieser Geschichte überhaupt nicht bewusst, sondern war durchdrungen von ihren Siegen und Niederlagen, ihrem Ruhm und ihrer Trauer. Und ich litt unter der erduldeten Schmach, namentlich als Frankreich während des Hundertjährigen Krieges beinahe

¹ Die Janitscharen waren eine Kerntruppe des osmanischen Sultans (Anmerkung der Übersetzerin, A.d.U.).

unterging. In dieser Geschichte verwurzelt, fühle ich mich deshalb mit Leib und Seele als Franzose.

Gleichzeitig entdeckte ich, dass ich Jude bin. Obwohl meine Eltern weltlich geprägt waren, ließen sie mich am Pessachmahl im Haus meiner Großmutter teilnehmen, das in Anwesenheit von Rabbi Perahia in judenspanischer Sprache gefeiert wurde. Ich war beschnitten worden, natürlich ohne dass mir dies bewusst war, aber mein Vater hatte mich nicht in der Synagoge auf meine Bar-Mizwa vorbereiten lassen, wo man zu diesem Zweck etwas Hebräisch und ein paar Gebete lernt. Auf Drängen eines frommen Schwagers willigte er in einen Kompromiss ein: Er bat den Rabbiner der Synagoge an der Rue Buffault, den Ritus ohne Vorbereitung durchzuführen, weil ich ein armes kleines Waisenkind sei. Also musste ich bloß die hebräischen Worte wiederholen, die mir der Rabbi zuflüsterte, und auf Französisch versichern, dass ich meiner Familie immer Respekt entgegenbringen würde.

Vor allem im Gymnasium, wo es in meiner Klasse Katholiken, ein paar Protestanten, fünf Juden und Söhne von Freidenkern gab, wurde ich von Mitschülern nach meiner Religionszugehörigkeit gefragt. Ich war also Jude, aber diese Identität hatte keinen kulturellen Inhalt. Die einen empfanden sie vor allem als etwas Seltsames, andere, die den Antisemitismus ihrer Eltern geerbt hatten, als etwas Schlechtes.

In meiner Jugend wurde ich nur sehr selten persönlich angegriffen; später hatte ich unter dem extrem gewalttätigen Antisemitismus der rechten Presse und auch unter jenem des Vichy-Regimes zu leiden, ohne dass dies in meinen Augen meine französische Identität infrage gestellt hätte – diese war zunehmend mit der humanistischen Tradition von Montaigne bis Hugo verbunden.

Humanist über alles

In der Tat verwässerte sich mein jüdisches Bewusstsein auf der Suche nach einem humanistischen politischen Bewusstsein, das mir einen Weg aus der Krise der Demokratie, hin zu Antifaschismus und Antistalinismus weisen sollte. Ich war siebzehn Jahre alt, als die Nazis den deutschen Juden die

Bürgerrechte entzogen und im November 1938 die Kristallnacht organisierten. Ich blieb Pazifist, weil ich einen universalen Standpunkt bewahren wollte, statt als Jude auf einen Krieg gegen Deutschland zu hoffen.

Während der Besatzungszeit, in der Résistance und nach Kriegsende war meine jüdische Identität präsent, dann verschwand sie. In der Résistance hatte ich den Decknamen Morin angenommen und war nach dem Krieg versucht, meine Identität auf dem Rechtsweg entsprechend anzupassen, wie andere es taten. Doch schließlich behielt ich auf dem Personalausweis den Familiennamen Nahoum und fügte »genannt Morin« hinzu. Als ich schließlich die Tragödie der damaligen Kommunistenprozesse miterlebte, verfolgt ich aus der Ferne auch den israelischen Unabhängigkeitskrieg und freute mich, dass die Kämpfer und die Kibbuzbewohner den Mythos des geschäftstreibenden und feigen Juden Lügen strafteten.

Ein Aufenthalt in Israel im Jahr 1965, also noch vor dem Sechstagekrieg, ließ mich den Hass zwischen Juden und Arabern entdecken. Ich gab meine Suche nach Wurzeln in dieser Nation auf. Dann betraf die Herrschaft Israels über das arabische Volk in Palästina mich erneut als Juden, diesmal jedoch als einen der letzten jüdischen Intellektuellen, die universalistisch und antikolonial eingestellt waren und daher die Kolonisierung des arabischen Palästina ablehnten. Die Artikel, die ich damals in *Le Monde* publizierte und in denen ich die Existenz Israels in keiner Weise infrage stellte, brachten mir Beschimpfungen als Verräter, ja gar als Antisemit ein.

Ich habe ein Buch als Hommage an meinen Vater und meine Vorfahren geschrieben, *Vidal et les siens*.² Allein dies zeigt, wie lächerlich jeder Vorwurf von Hass oder Selbsthass ist.

Ich habe das Existenzrecht des israelischen Staates niemals infrage gestellt, und mir waren die historischen Bedrohungen, denen das israelische Volk ausgesetzt war und in Zukunft ausgesetzt sein könnte, jederzeit bewusst.

Hingegen habe ich das repressive Vorgehen der israelischen Armee oder Polizei gegen die Palästinenser kritisiert. Und ich habe deren Anrecht auf einen Nationalstaat gemäß den UN-Resolutionen und dem hinfälligen

2 *Vidal et les siens* (Vidal und die Seinen, A.d.U.), Paris, Seuil, 1989.

Osloer Abkommen anerkannt. Mein innigster Wunsch wäre der von Martin Buber gewesen, nämlich der nach einer gemeinsamen Nation von Juden und Arabern.

Ich weiß aus historischer und eigener Erfahrung, dass ein Volk, das ein anderes kolonisiert, diesem meist mit Verachtung begegnet. Aber oft findet man unter den Kolonisatoren eine mitfühlende und hilfsbereite Minderheit, so auch hier.

Ich bin der Meinung, dass ich der jüdischen Identität durch mein universalistisches Werk mehr Ehre mache als diejenigen, die im Namen einer exklusiven Identität beleidigen und verleumden.

Ich bekenne mich zu meiner jüdischen Abstammung und betone, dass ich zum verfluchten – nicht zum auserwählten – Volk gehöre. Gleichzeitig definiere ich mich aber als Post-Marranen, das heißt als Sohn von Montaigne (jüdischer Abstammung) und von Spinoza (von der Synagoge geächtet).

Spanier, Italiener, Europäer

Meine spanische Identität geht zurück auf das alte Kastilisch, das in meiner Familie gesprochen wurde, auf meine Liebe zu Theater und Literatur des Goldenen Zeitalters, zu Federico García Lorca und Antonio Machado – und vor allem auf meine Aufenthalte in Spanien, insbesondere in Andalusien, wo ich unverfälschte geistige Nahrung vorfand. Daneben wurde meine italienische Identität sehr lebendig. Zum einen, weil ich mich in der Toskana wie in einem wiederentdeckten Mutterland fühlte und mich mit allem Italienischen vollzog. Zum andern, weil meine Familien mütterlicherseits, die Beressi und Mosseri, italienischen Ursprungs sind. Sogar die Nahoums waren einst in der Toskana ansässig, wo einer von ihnen am Risorgimento teilnahm. Die Familie Nahoum in Saloniki erhielt übrigens die italienische Staatsbürgerschaft, sobald Italien ein geeinter unabhängiger Staat war.

So wie Ministerpräsident Felipe González mir meine spanische Identität zurückgeben wollte, bot mir auch die Stadt Livorno die Ehrenbürgerschaft an.

Politisch wurde ich 1973 zum Europäer, als ich entdeckte, dass die weltbeherrschende, unmenschliche Kolonialmacht Europa zu einem armen alten

Ding verkommen war, das seine Kolonien verloren hatte und nur noch am Erdöltropf des Mittleren Ostens überlebte. Doch meine europäischen Hoffnungen schwanden, als die europäischen Institutionen erst den technokratisch-bürokratischen, dann den finanziellen Einflüssen untergeordnet wurden. Schließlich haben mich die Meinungsverschiedenheiten zwischen den ehemaligen Volksdemokratien und den Gründerstaaten, der destruktive Druck der EU-Behörden auf die griechische Regierung Tsipras und die allgemeine Haltung gegenüber Migranten aus Afghanistan und Syrien vollends enttäuscht.

Ich hoffe, dass das, was noch übrig ist, nicht zerfällt, aber den Glauben an Europa habe ich verloren.

Aufgrund meiner humanistischen Kultur mache ich mir seit der Jugend Gedanken über das Schicksal der Menschheit. Als Philippe Dechartre, einer der Führer meiner Widerstandsbewegung, nach den Gründen für meinen Eintritt in den klandestinen Kampf fragte, antwortete ich, es gehe mir nicht nur um die Befreiung Frankreichs, sondern auch darum, am Kampf der Menschheit für ihre Emanzipation teilzunehmen – was ich mit dem Kommunismus verwechselte.

Als diese Verwechslung geklärt war, trat ich etwa 1952/53 der Weltbürgerbewegung bei, deren »World Passport« ich noch immer aufbewahre. Dann wurde mir bewusst, dass wir – um Heideggers Begriff aufzunehmen – die Entwicklungen des planetarischen Zeitalters miterleben, das 1492 seinen Anfang genommen hatte. In der Zeitschrift *Arguments*³ widmete ich mich den Problemen der Regionen, die damals Dritte Welt genannt wurden. Zudem verfasste ich 1993 das Buch *Heimatland Erde. Versuch einer planetarischen Politik*⁴. Dann wurde ich zum Globalisierungskritiker, wobei mir aufging, dass die technisch-wirtschaftliche Globalisierung eine Schicksalsgemeinschaft zwischen allen Menschen geschaffen hatte. So komme ich also, über das

³ Die von Morin mitbegründete marxistische Zeitschrift *Arguments* erschien 1956–1962 (A.d.U.).

⁴ Französisch: *Terre-Patrie*, mit Anne-Brigitte Kern, Paris, Seuil, 1993. Deutsche Ausgabe: *Heimatland Erde. Versuch einer planetarischen Politik*. Übersetzt von Horst Friessner, Wien, Promedia, 1999.

Buch *Terre-Patrie* und die Erkenntnis der Schicksalsgemeinschaft, zurück zu meiner ersten Identität, meiner Hauptbezeichnung als menschliches Wesen.

Sich überschneidende Identitäten

In Paris hatte ich während der Résistance-Zeit drei Namen: auf dem Personalausweis Gaston Poncet für Hausmeister- und Polizeikontrollen, Morin für meine Widerstandskameraden und Nahoum, wenn ich mit meinem Vater korrespondierte oder Verwandte besuchte.

Einmal passierte eine Verwechslung zwischen zwei Identitäten.

Eines Tages folgte ich einer schönen Prostituierten in ein Hotel am Pigalle, das von deutschen Offizieren besucht wurde. Als sie mein Geschlecht ergriff, kam mir zu meinem Entsetzen in den Sinn, dass ich beschnitten war. Die Prostituierte gab sich größte Mühe, das völlig erschlafte Glied anzuregen. Vom Misserfolg entmutigt, zog sie dann in ein Nachbarzimmer weiter, wo sie mit Offizieren mehr Erfolg hatte. Ich zog mich wieder an und verließ das Hotel diskret; Nahoum war plötzlich aufgetaucht und hatte Morin verjagt.

Nach der Befreiung wurde ich für alle offiziellen Belange, im Personalausweis und im Reisepass wieder zu Nahoum. Ich versteckte diesen Namen nicht; die Artikel zu meiner Person erwähnen ihn, und einige machen mich durch Generationenzusammenzug gar zu einem gebürtigen Saloniker. Aber letztendlich freue ich mich, identitätsmäßig sowohl Sohn meines Vaters als auch Sohn meiner Werke zu sein. Gerne hätte ich offiziell auch den Namen Beressi behalten, den Namen meiner Familie mütterlicherseits, mit der ich eng verbunden bin, aber ich habe nicht rechtzeitig daran gedacht.

Insgesamt erlebe ich meine Polyidentität nicht als Anomalie, sondern als Reichtum. Die Identitäten nehmen eine unterschiedliche Rangordnung ein, je nach den inneren oder äußeren Verhältnissen in meinem Ich und im Edgar, der sie in sich vereint.

Familienidentität

Meine Eltern hatten je sechs oder sieben Geschwister. Eine Unterstützungsgemeinschaft verband sie ihr Leben lang. Die Paare meiner Generation hatten nur noch ein oder zwei Kinder. Mit dem Ende der Großfamilie lockerten sich die Bande. Als Einzelkind traf ich manchmal Onkel, Tanten und Cousins; nur zu einigen von ihnen knüpfte ich eine engere Beziehung.

Meine Mutter Luna starb, als ich zehn Jahre alt war, was meine Einsamkeit verstärkte. Von der Mutter blieb mir nur eine große, mythenhafte Präsenz, jedoch keinerlei physische Präsenz. Den übertriebenen Beschützerinstinkt meines Vaters für seinen einzigen Sohn erlebte ich als Fessel, aus der ich bei jeder Gelegenheit ausbrach. Wirklich gelebt habe ich außerhalb der Familie – in der Schule, im Kino, in Büchern, auf der Straße. Dort holte ich mir meine Erziehung und entdeckte meine Wahrheiten.

Als ich verheiratet und Vater zweier Töchter war, versuchte ich nicht, sie zu erziehen: Ich dachte, nichts sei besser als die Selbsterziehung, wie ich sie genossen hatte. Dann unterbrachen meine Trennung von Violette, als die Töchter elf und zwölf Jahre alt waren, wie auch mein Liebesleben, meine intellektuellen und politischen Obsessionen die Vater-Tochter-Beziehungen mehrmals, ohne sie jedoch zu beenden. Als Ehemann erfuhr und schenkte ich Liebe, doch ich war weder ein guter Vater noch ein guter Sohn.

Mit der Zeit versöhnte ich mich mit meinem Vater und integrierte ihn sogar in mich selbst. Und als er starb, schämte ich mich so sehr, ihn nicht gewürdigt zu haben, wie ich es hätte tun sollen und er es verdient hätte, dass ich seiner Person und seinem Leben ein Buch widmete. Obwohl sein Tod im Jahr 1984 zeitlich immer weiter wegrückt, wird seine Präsenz in mir immer stärker. Früher glich mein Gesicht dem meiner Mutter, jetzt sieht es aus wie seines. Wenn ich ein neueres Foto von mir und Sabah sehe, sehe ich in einem ersten Flash ihn statt mich. Mit meinen neunundneunzig Jahren ist Papa in mir.

In den letzten Jahren sehnte ich mich enorm nach einem Familienleben mit meinen Töchtern. Ich bin wie der Protagonist in Clint Eastwoods Film *The Mule*, der sein Leben mit Gartenarbeit und Blumenwettbewerben verbrachte,

Hochzeiten und Familienfeiern verpasste und sich im Alter dann einzig nach einer wärmenden Gemeinschaft sehnt. Gewiss, viele Missverständnisse mit meiner Tochter Véronique sind ausgeräumt, und meine Tochter Irène akzeptiert mich, wie ich bin. Doch mein Wegzug nach Montpellier, die Covid-Lockdowns, dann meine Krankenhausaufenthalte und die Rekonvaleszenz in Marokko – all dies verhindert die Erfüllung meines Wunsches. Die Abenteuer meines Lebens wie auch die amourösen und intellektuellen Leidenschaften haben mich, im Verbund mit meiner Nachlässigkeit, um etwas Großartiges gebracht – um eine vereinte Familie.

Ich war nicht in der Lage, meine Familienbande zu festigen: Einerseits dauerten die ersten drei Ehen – vor meiner jetzigen – lange genug (achtzehn Jahre, sechzehn Jahre und achtundzwanzig Jahre), um mich in eine zunächst fremde Familie zu integrieren. Andererseits waren sie zu kurz, als dass ich auf Dauer Mitglied dieser Familien geblieben wäre. Aber dank jeder einzelnen Gefährtin lernte ich neue Welten kennen: das ländliche Périgord mit Violette, Quebec während seiner stillen Revolution wie auch die afro-amerikanischen Verhältnisse mit Johanne, die gehobene medizinische Kaste mit Edwige, und nun schließlich das französisch-marokkanische Intellektuellenleben mit Sabah.

Obwohl ich als Partner Liebe empfang und schenkte, führten auseinanderstrebende Persönlichkeitsentwicklungen zu zwei Trennungen, jener von Violette und jener von Johanne. Zu beiden blieb jedoch bis zu ihrem Ableben eine Verbindung bestehen. Und erst der Tod trennte mich 2008 von Edwige.

Als ich schon glaubte, definitiv allein weiterleben zu müssen, traf ich 2009 Sabah – durch einen unglaublichen, höchst unwahrscheinlichen Zufall beim *Festival de Fès des musiques sacrés du monde*. Es war eine schicksalhafte Begegnung, denn trotz vierzig Jahren Altersunterschied teilten wir ein gemeinsames Schicksal. Mit zehn Jahren hatte sie ihren lieben Vater verloren, so wie ich im selben Alter meine geliebte Mutter verloren hatte. Sie hatte sich selbst großgezogen, so wie ich mich einsam und von der Familie unverstanden entwickelt hatte. Die gleichen Lektüren hatten uns fürs Leben geprägt, so etwa Dostojewski. Wir beide waren im Untergrund aktiv gewesen, ich in der Résistance, sie unter der bleiernen Herrschaft von Hassan II. Und

die Desillusionierung, die ich im Buch *Autocritique*⁵ zum Ausdruck brachte, hatte ihre Desillusionierung verstärkt.

Sie war Universitätsprofessorin geworden, begeisterte sich für meine Bücher und sah sich durch meine Stellungnahmen zu den tragischen Ereignissen im Nahen Osten bestärkt.

Das tiefste Band, das zwischen Menschen bestehen kann, verbindet uns miteinander.

Ich verdanke ihr zum einen, dass sie mich vor dem Dahinvegetieren bewahrte und wiederaufleben ließ. Zum andern rettete sie mehrere Male mein Leben.

Sabah ist in meiner Arbeit – oftmals unsichtbar – präsent, durch ihre Hinweise, ihre Vorschläge, ihre Korrekturen, ihre Kritik. Als Akademikerin und Forscherin hat sie ihren eigenen schöpferischen Beitrag zur Stadtsoziologie geopfert, um sich meiner Existenz und meinem Denken zu widmen – einem Denken, das ein gemeinsames geworden ist.

Es bewegt mich tief, das Wunder einer tagtäglichen Liebe zu spüren, vom ersten Kuss am Morgen bis zu jenem am Abend, und zu wissen, dass ihre aufmerksame Zärtlichkeit mich auf dem Weg zum unsicheren hundertjährigen Geburtstag begleitet.

Die vielschichtige Einheit der Persönlichkeit

Kein Mensch ist der gleiche in der Zärtlichkeit, wo eine liebende Persönlichkeit aufblüht, und im Zorn, wo eine gewalttätige Persönlichkeit zutage tritt. Mein Buch *Vif du sujet*, das ich 1961/62 schrieb⁶, widmete sich frappanten Fällen doppelter oder multipler Persönlichkeit: Menschen, bei denen sich Gesicht, Temperament und Handschrift veränderten, wenn sie unbewusst von einem Ich zum anderen wechselten. Dies ist bei den sogenannten bipolaren oder manisch-depressiven Menschen zu beobachten. Eine Person ist optimistisch, beschwingt, überaktiv, unternehmungslustig – und in der

5 *Autocritique* (Selbstkritik, A.d.U.), Paris, Julliard, 1959.

6 *Vif du sujet* (Kern der Sache, A.d.U.), Paris, Seuil, 1969.

entgegengesetzten Phase dann depressiv, pessimistisch, antriebslos, inaktiv. Ein und dieselbe Person kann von überschwänglicher Liebe übergehen zu einer Flut von Kritik, Vorwürfen und Zurechtweisungen. Es ist nicht mehr dieselbe Person, obwohl beide nacheinander dasselbe Ich besetzen. Es ist, als würde sich beim Übergang vom einen mentalen oder emotionalen Zustand in den anderen eine klar umrissene Persönlichkeit mit all ihren Besonderheiten herauskristallisieren, die dazu bestimmt ist, zu verschwinden und wieder aufzutauchen.

Ich denke, das gilt für uns alle, wenn auch in geringerem Maße. Genauso fühle ich, wenn mich mal die Melancholie meiner Mutter einholt, mal die ansteckende Fröhlichkeit meines Vaters beschwingt. Manchmal fühle ich mich träge, dann wieder hyperaktiv, manchmal im Dämmer Schlaf, dann wieder hellwach. Bei ästhetischen Emotionen ergreift mich eine zauberhafte Trance. Wenn ich an einem Buch schreibe, fühle ich mich im Bann einer höheren Macht, die von außen wie auch von innen kommt. Und nach jedem Wutanfall weiß ich, dass ich besessen war von meinem eigenen Dämon.

Mein intellektueller Weg im Alleingang

Mein erstes Buch, *Das Jahr Null: Ein Franzose sieht Deutschland*⁷, in dem ich meine Erlebnisse 1945/46 im zerstörten und desorientierten Deutschland schilderte, wurde gut aufgenommen. Es mag einige Deutschlandkenner irritiert haben, doch damals gab es sonst niemanden, der sich mit diesem außergewöhnlichen Moment der deutschen Geschichte befasst hätte. Auch mein erstes wichtiges Buch, *L'homme et la mort*⁸, in dem ich meine transdisziplinäre Erkenntnismethode einführe, provozierte keine einzige Kritik eines Spezialisten. Denn bis dahin hatte keiner sich – mittels kombinierter Erkenntnisse aus Geschichte, Soziologie und Psychologie – mit den paradoxen menschlichen Einstellungen gegenüber dem Tod beschäftigt. Ebenso

7 *L'An zéro de l'Allemagne*, Paris, La Cité universelle, 1946. Deutsche Ausgabe: *Das Jahr Null: Ein Franzose sieht Deutschland*. Übersetzt von Ingeborg Havemann, Berlin, Verlag Volk und Welt, 1948.

8 *L'homme et la mort* (Der Mensch und der Tod, A.d.U.), Paris, Corrèa, 1951. Überarbeitete und erweiterte Ausgabe: Paris, Seuil, 1976.

verhielt es sich bei meinem Buch über die Anthropologie des Kinos, das keinem Spezialisten in die Quere kam, und dann bei meinem Buch über die Stars, diese Halbgötter, für die sich die Soziologen nie interessiert hatten.

Später jedoch, als ich meine Publikationsreihe *Die Methode*⁹ begann, wurde ich oft von »Wissensgebiet-Inhabern« kritisiert: Man verunglimpfte mich als inkompetent oder als Populärwissenschaftler, weil ich das verstreute Wissen neu interpretierte, miteinander verknüpfte und eine Methode entwickelte, um die Komplexität zu bewältigen.

Ich weiß, dass es Opfer von größerem Unverständnis und schlimmerer Verleumdung gab und gibt. Ich selbst habe, auch wenn ich tief gekränkt war und manche für ihre Fehler – oder ihre Eitelkeit – kritisierte, meine Angreifer nie persönlich angegriffen.

Nach meinem Bruch mit der Kommunistischen Partei musste auch ich die üblichen Beschimpfungen über mich ergehen lassen, die jeden Ausschluss begleiten. Die ungeheuerlichsten Verleumdungen trafen mich, als ich Israels repressive Politik gegenüber dem palästinensischen Volk kritisierte. Jede Person des öffentlichen Lebens zieht Anfeindungen auf sich. Aber sie profitiert auch von unbekanntem Freunden ...

Ich zog es vor, am *Centre national de la recherche scientifique* (CNRS) frei und unabhängig zu bleiben (wo ich aufgrund der Quantität – nicht der Qualität – meiner Arbeit positiv bewertet wurde). Ich verzichtete darauf, mich um eine Stelle an einer Provinzuniversität zu bewerben, denn dort wäre ich vom Wunsch nach einer Berufung nach Paris besessen gewesen und hätte von der Pensionierung oder dem Tod der Amtsinhaber geträumt. Ich strebte keinerlei Ehrenamt etwa im *Collège de France* an, und mir schwebte nie ein Sitz in der *Académie Française* vor. Aber die achtunddreißig Ehrendokortitel, die ich im Ausland erhielt, habe ich mit Freude angenommen.

⁹ *La Méthode*, sechs Bände, Paris, Seuil, 1977 bis 2004. Auf Deutsch erschien nur Band 1, *Die Methode. Die Natur der Natur*, übersetzt von Rainer E. Zimmermann, Wien, Turia + Kant, 2010.

Wer bin ich denn nun?

Ich habe mehrere Seiten gebraucht, um mich selbst zu beschreiben. Und doch weiß ich, dass im lückenhaften Selbstporträt das fehlt, was ich im Folgenden ausführen will.

Ich bin nicht nur ein winziger Teil einer Gesellschaft und ein flüchtiger Moment in der Zeit, die vergeht. Die Gesellschaft als Ganzes ist in mir drin, mit ihrer Sprache, ihrer Kultur und ihren Sitten. Die Zeit, die ich im 20. und 21. Jahrhundert gelebt habe, ist in mir. Die menschliche Spezies ist biologisch gesehen in mir. Der Stammbaum der Säugetiere, Wirbeltiere, Tiere, Vielzeller ist in mir.

Das Leben als irdisches Phänomen ist in mir drin. Und da jedes Lebewesen aus Molekülen besteht, die wiederum aus Atomen zusammengesetzt sind, die ihrerseits aus Verbindungen von Teilchen bestehen, ist die gesamte physische Welt und die Geschichte des Universums in mir drin.

Für mich bin ich ein Universum, für das Universum bin ich fast nichts. Ich bin ein Mensch unter acht Milliarden, ich bin ein einzigartiges Individuum und doch x-beliebig, bin verschieden und doch gleich wie die anderen. Ich bin das Produkt unerhörter, zufälliger, ambivalenter, überraschender, unerwarteter Ereignisse und Begegnungen. Und gleichzeitig bin ich ein Ich, ein konkretes Individuum, ausgestattet mit einer hyperkomplexen, sich selbst organisierenden Ökomaschine – meinem Organismus. Dieser ist eine keineswegs triviale Maschine, die auf Unerwartetes reagieren und Unerwartetes schaffen kann. Das Gehirn verleiht jedem Menschen einen Geist und eine Seele, die für die Neurowissenschaftler unsichtbar sind, bei jedem Menschen jedoch in seiner Beziehung zu anderen und zur Welt in Erscheinung treten.

Jeder von uns ist ein Mikrokosmos, der – oftmals unbewusst – in seinem nicht weiter aufspaltbaren Ich die vielfachen Gesamtheiten trägt, zu denen er innerhalb des großen Ganzen gehört. Diese vielfachen Gesamtheiten setzen sich aus der Vielfalt unserer familiären Abstammung und unserer sozialen Zugehörigkeit zusammen.

Die Verweigerung einer monolithischen oder reduzierenden Identität sowie das Bewusstsein der Einheit/Multiplizität der Identität (*unitas multiplex*) sind mentalhygienisch nötig, um die menschlichen Beziehungen zu verbessern.

2

Das Unerwartete und das Ungewisse

Vor hundert Jahren drang aus einem Schwarm von dreihundert Millionen Samenzellen eine einzelne in eine bestimmte Eizelle ein und befruchtete sie. Mein Fötus wurde einem Abtreibungsversuch unterzogen. Er hätte sterben können, bevor er überhaupt geboren wurde, tat es aber nicht. Doch während der Geburt wäre ich beinahe gestorben, denn die Nabelschnur drohte mich zu ersticken. Nur dank der Hartnäckigkeit des Gynäkologen, der mich lange ohrfeigte, begann ich schließlich zu schreien und entwichte dem Tod.

Glück und Unglück erzeugen sich gegenseitig

So wurde aus dem Unglück, das mich vor meiner Geburt dem Tod aussetzte, das Glück zu leben. Dennoch birgt jedes Glück zu leben auch die Möglichkeit zahlloser Schicksalsschläge in sich.

Aus meinem Glück zu leben entstand das allergrößte Unglück, nämlich, dass ich im Alter von zehn Jahren meine Mutter verlor.

Dieses schreckliche Unglück hinterließ in mir eine Wunde, die selbst in meinem hohen Alter nicht ganz verheilt ist. Doch in meiner Jugend, ja schon ab dem zehnten Lebensjahr, trieb es mich an, in der Literatur und im Kino, später auch in der Musik Zuflucht zu suchen. Die Kunst wurde zu meiner täglichen Droge, einer nahrhaften und gesunden Droge, die mich die Realität meiner Lebenswelt entdecken ließ, während ich ihr entflo. So habe ich mir während einer einsamen Jugend meine Kultur und meine Überzeugungen aufgebaut.